

Hans Thoma, der Kinderfreund

Autor(en): **Friz, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 20

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vollen Kunstfreund und Arzt Dr. Eiser kam Thoma nach Frankfurt und siedelte nach seiner Verheiratung im Jahre 1877 definitiv nach dorthin über. In der Stadt Goethes, dessen Gedichte seine Landschaften inspirierten, ging ihm der Stern des Erfolges auf. Ein Engländer aus Liverpool erwarb nicht weniger als 50 Bilder von ihm und veranstaltete schon im Jahre 1884 in England eine Ausstellung. In Frankfurt war es kein Geringerer als Henry Thode, der sich für Thomas Kunst begeisterte und für sie eintrat. So sind seine Bilder heute in allen bedeutenden Galerien Deutschlands vertreten. Ein Lebenswerk von seltener Fülle ehrt und krönt das unentwegte Schaffen dieses alemannischen, urgermanischen Künstlers. Der Katalog seiner Werke verzeichnet allein gegen die tausend Gemälde. Ergreifen wir dankbar die Gelegenheit, tief in die Seele und Werkstatt dieses Meisters zu blicken, die uns heute die Kunsthalle in verdienstvoller Weise bietet*).

Dr. H. Graber.

*) Die Bildstücke zu den Thoma-Bildern stammen aus dem Katalog der Hans Thoma-Ausstellung in der Berner Kunsthalle.

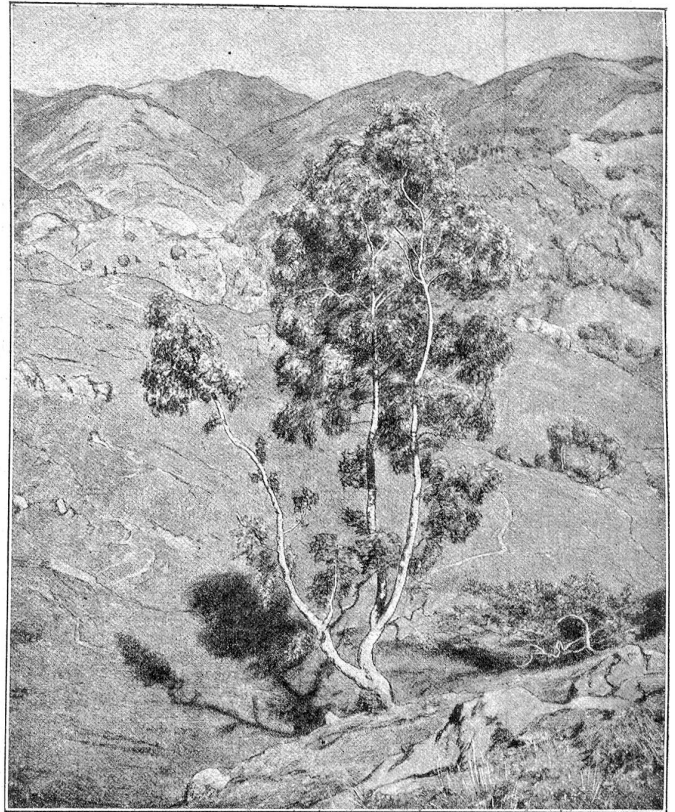
Hans Thoma, der Kinderfreund.

Der Maler Hans Thoma war bekanntlich ein warmer Kinderfreund. Ein inniges persönliches Verhältnis verband ihn mit den Kleinen. Ueber dieses Verhältnis schreibt er einmal folgendes rührendes Stimmungsbild:

„In solcher Stimmung (um es kurz anzudeuten: in der Stimmung des Weltsehmerzes auf der Suche nach dem verlorenen Paradies) ging ich einst durch den sonnigen Tag dahin, ich kam an einem Garten, in dem ein im Innern fast verstecktes Häuschen war — ich blieb vor dem Tore stehen, denn aus diesem Garten erschollen seltsame Töne, so daß ich nicht wußte, soll ich mich nahen, soll ich fliehen. Etwas von einer Menschenstimme glaubte ich zu hören — aber es war ein Geplapper: ra ra ra la la la ri ro, ni o a la ma mu ma ba sa ja — dazwischen quiekte es wie ein junges Schweinchen, dann hörte ich Töne wie man sie anschlägt, wenn man sich über etwas höchlich verwundert: ah, uh, uh oh oh ih ih



Hans Thoma: Unter dem Sieder.



Hans Thoma: Die Birke.

— dann lachte es wie eine Turkeltaube, dann bellte es an au au. Deutlich war auch der Ruf der Wildtaube: gru gru, gru gru. — Nun schien die Stimme weinerlich, dann wieder fröhlich bis zum Jubeln und Sauchzen.

Ich konnte meine Neugierde nicht mehr unterdrücken, und da ich doch auf Abenteuer ausgezogen war, wagte ich es, das Gartentor zu öffnen und mich an den Büschen hinzuschleichen, da — auf einem von Bäumen umgebenes Riesplätzchen stand ganz einsam ein Kinderwagen, und ich sah, noch ehe ich hinkam, zwei winzige Händchen und zwei Füßchen in der milden Luft emporzappeln, welche die Töne, die ich mir jetzt zu erklären wußte, begleiteten. Da lag ein etwa acht Monate altes Kindlein wie ein Heiderbslein so frisch in den weißen Rissen, es sah in die von einem sanften Lusthauche bewegten Baumzweige, in den blauen Himmelraum empor, und sein Gelall und seine ausdrucksvollen Gebärden waren ein Zweigespräch, welches das Kind mit der sich ihm erschließenden Natur hielt, — es war ganz allein, raumverloren in der großen Welt, mutterseelenallein, aber es war so ganz da — voll Jubel, daß es da war. Ich trat zu ihm, nun sah es mich an, nicht gerade sehr verwundert, aber mit so blauen Augen, wie die Unendlichkeit über uns, groß durchdringend, fast seelenforschend, und es ging wie eine Frage von diesen Augen aus: was willst denn du hier, alter Sünder? Wahrhaftig, ich hätte mich wieder still weggeschlichen aus dem Bereich dieser Augen, wenn nicht auf einmal ein entzückendes Lächeln über dies Kindergesichtchen gegangen wäre, etwas so Schönes, Urfreundliches, so lieblich Versöhnendes, daß ich vor Freude fast hätte weinen mögen — da war es ja, das Lächeln, welches ich so eifrig gesucht habe — das Lächeln eines unschuldigen Seelchens, welches noch nicht lange aus der Ewigkeit her zur Verschönerung unseres Staub- und Atomengewirres menschliche Form angenommen hat. — Eine große Freudigkeit kam über mich — ich war dem Kindlein hold, ich war ihm dankbar, und als ich es auch anlächelte, da wurde es ganz lustig, und es lachte, seine zwei Erstlingszähnhchen schimmerten aus dem Mündchen, es streckte die Händchen nach meinem Gesichte — es faßte mich bei meinem weißen Barte, — und das junge Kerlchen und die alte

Seele waren auf einmal ganz gute Bekannte, die sich begrüßten.

Nun bin ich gar oft zu dem Kindlein gegangen, und seine Weisheit schien mir groß, denn ich verstand sein Lachen, Jubeln und Sauchzen. Von seiner Frohheit ging Trost aus und Versöhnung mit allem Menschen-schicksale.

Wenn ich an der Wiege dieses freundlichen Seelchens weilte, so verscheuchte sein Lächeln und Stammeln die finsternen Geister; wo alle Weisheit des Alters und alle Vernunftgründe nicht ausreichen wollten, aus diesen Kinder-
augen leuchtete alle Weisheit und aller Sinn des Lebens.“*)

Als eine Art Rechtfertigung, daß das doch nicht bloß „so eine Künstlerphantasterei“ sei, erzählt der Meister später von dem inzwischen zweieinhalb Jahre alt gewordenen Kinde: „wie die Kleine die Nacht entdeckt hat, und wie sie in ihrem Bettlein im Dunkeln ein Nachtlied gedichtet hat.“

„Zu der Zeit, da die Sommertage anfangen kürzer zu werden, war sie länger auf — das Licht brannte im Zimmer, die Tür, die direkt in den Garten ging, stand offen — da sah sie auf einmal in die Dunkelheit hinaus und sagte verwundert, fast fragend: Nacht draußen! Nacht? Isa sehen, wie Nacht ist.“ Damit watschelte sie zur Türe hinaus, lehrte gleich wieder um: „Draußen Nacht, im Garten Nacht, überall Nacht!“ — Sie trippelte wieder hinaus bis an das Gittertor des Gartens, um zu sehen, ob vor dem Tor im Wald auch Nacht sei, sie kam wieder und verkündete mit großen Augen: „Draußen überall Nacht, im Garten Nacht, im Wald auch Nacht, was ist auch das? ganz Nacht.“ Sie wollte aber sehen, ob auf der andern Seite des Hauses auch Nacht sei, und ich nahm sie auf den Arm und trug sie durch das dunkle Gebüsch ins Gemüsegärtlein, da war auch Nacht — aber sie sah den Himmel über sich und die Sternlein so hoch da droben: „Da Sternlein, dort auch ein Sternlein, große Sternlein, kleine Sternlein!“ Sie war voll Verwunderung und voll Staunens: „Nacht, überall Nacht! was ist auch das? viele Sternlein.“

Lisa wurde zu Bett gebracht — sie war ganz still. In der Nacht wachte sie auf und fing an zu sprechen, meine Schwester hörte ihr zu — aber Lisa fühlte sich ganz allein, zuerst von ihrer Puppe, der Frida, sprach sie, dann auf einmal:

Nacht, überall Nacht —	Die Bäume schlafen,
Nacht, hier Nacht,	Der Wald schläft,
Draußen auch Nacht,	Die Sternlein schlafen,
Im Garten Nacht,	Der Mond schläft,
Im Wald auch Nacht —	Alle Leute schlafen.
Überall Nacht.	Schläft wohl!
Und Sternlein hoch oben am	Schlafe wohl, Garten,
Himmel,	Schlafe wohl, Wald,
Große Sternlein, kleine Sternlein,	Schlafe wohl, Nacht! —
Alle schlafen.	Lieber Gott, mach mich fromm,
Der Brunnen schläft,	Daß ich zu dir in Himmel komm!

Ist das nicht, als ob man ein Quellchen rieseln hörte, von dem aus die Poesie ihren Ursprung nimmt? Jen-seits von aller Literatur und ihren Vorratsbehältern? Ein Quellchen, von dem aus auch die tosenden Sturzbäche und die stolz hinwandelnden Ströme der Poesie ihren Anfang nehmen? Die Verwunderung und das Staunen sind die Quellen der Poesie. Der Verstand freilich ist immer dahinterher, sich die Verwunderung abzugewöhnen; es ist dies wohl seine Funktion, und ich will sie ihm nicht absprechen — was ist ihm die Nacht! — da ist doch nichts zu verwundern; das kommt, weil die Sonne auf der andern Seite der Erde steht. Von diesem Standpunkt aus wird freilich keiner ein Nachtlied singen oder ein Nachtlied verstehen.“**)

Wir sehen zugleich auch in die Quelle und in die Art von Hans Thomass Kunstschaffen hinein: er hört eben die Urlaute von Natur und Menschenseele.

Der Meister hat nicht die Freude erleben dürfen, eigene Kinder zu Herzen; er ist darum doch ein trefflicher Vater und ganz gewiß ein prächtiger Großvater geworden. Das dürfen wir sagen ohne Zudringlichkeit, weil er's selbst in seiner Freude ausgeplaudert hat: widmet er doch sein Buch dem neuentdeckten Seelchen, dem zweijährigen Elisabethlein, dem Kindchen seiner Pflgetochter Ella, einer Nichte von Frau Cella — und auch noch in Dankbarkeit! der Siebzig-jährige dem Zweijährigen! So etwas bringt nur unser Thoma fertig — und dann fallen uns Heilandsworte ein über die Kinder; Thoma hat sie auch gelesen und darüber nachgedacht: „Christus ermahnt uns, zu werden wie die Kinder, freilich zu werden wie die Kinder, nicht zu sein wie sie oder zu bleiben, denn das Werden ist das Element des Lebens, das Werden ist ein Willensakt, und es handelt sich wohl darum, nicht etwa bloß aus Schwäche ein Kind bleiben.“ (Aus: D. Fritz, Zum Sehen geboren. Quell-Verlag, Stuttgart).

Der Wundergarten.

Von Alfred Huggenberger.

Die Geigen singen fern im Tal,
Schön Anna wacht in herber Qual.
Da tritt ein feiner Knab' heran,
Ein Geißlein, lustig angetan:
„Dein Liebster tanzt im lauten Reihn —
Du möchtest gern sein Buhle sein?
Komm mit in meinen Garten!“

Das Geißlein führt sie an der Hand
Durch Mohn und gelbes Sommerland,
Durch mondbelauschte Waldesnacht,
Wo nur das scheue Märchen wacht.
Und immer leichter wird der Schritt,
Ein seltsam Klingen wandelt mit —
Was glänzt dort durch die Bäume?

Der Wundergarten tut sich auf,
Da stehen Blumen dicht zu Hauf;
Die tausend Kelche, satt und reich,
Sie leuchten, tausend Kerzen gleich.
Auf sammetweichem Rasenpfad
Ein lichter Reigen rauschend naht:
Der Brautzug der Verlassnen.

Verlassen? Nein, dem Leid entrückt:
Die Treu' fand heim, sie gehn beglückt!
Wer tritt dort lachend aus der Schar?
Schön Anna, schürz' dein gelbes Haar!
„Mein Liebster? — O der lieben Mär!
Mir träumte bang, mir träumte schwer,
Du hättest mein vergessen...“

Ein Born in Gartens Mitte quillt,
Der leise alle Sehnsucht stillt;
Es wölbt darüber kühl und weit
Sein Zelt der Baum Verschwiegenheit.
Im Laube singt ein Vöglein leis,
Das eine süße Weise weiß,
O Wunder und kein Ende! —

Der Morgen kam mit hellem Schein;
Die Mutter tritt ins Kämmerlein.
„Mein Kind, wach auf, dein Tag verrinnt!“
Die Maid sitzt auf dem Pfühl und sinnt.
Still geht ihr Aug' zur Mutter hin —
Ein Lichtlein ist erloschen drin
Vom Glanz des Wundergartens.

(Aus „Winterm Pflug“.)

*) „Im Herbst des Lebens“ S. 118 f.

**) Süddeutsche Monatshefte 1910, 2. Band, S. 726 f.